

Macht und Glauben

PER OLOV ENQUIST: **Lewis Reise**. Roman. Aus dem Schwedischen von Wolfgang Butt. Carl Hanser Verlag, München 2003. 576 Seiten, 24,90 EUR.

Per Olov Enquists kühnstes Romanunternehmen beginnt ruhig und besinnlich auf dem Gottesacker der Herrnhuter Brüdergemeinde im dänischen Christiansfeld. 1982 fand hier das Begräbnis des Schweden Efraim Markström statt, zu dem der Autor als einziger Hinterbliebener eingeladen worden war. In der Hinterlassenschaft befand sich Efraims handgeschriebener Lebenslauf, der, wie sich herausstellte, eng verknüpft war mit dem Werden und Wachsen der schwedischen Pfingstbewegung und ihren beiden Führern Lewi Pethrus und Sven Lidman. Das sollte die viel zitierte Grundlage des Romans abgeben.

Wie zwei Planeten lässt Enquist die Protagonisten ihre Bahnen kreisen, bis sie sich dann begegnen, als hätten sie einander gesucht. Lewi Pethrus (1884–1974), aus ärmsten Verhältnissen im nördlichen Schweden stammend, ein religiöser Sozialist und strenger Pietist. Sven Lidman (1881–1960), ein bekannter Schriftsteller, studiert, mit leichtsinnigem Lebenswandel in der Vergangenheit und Hang zum Großbürgertum. Beide wurden »große Verkünder«, charismatische Redner, »ungleiche Zwillinge Gottes«.

In Schweden nahm die Pfingstbewegung ihren Anfang mit dem Beginn des 20. Jahrhunderts. Ihr Beweger und Initiator wurde Lewi Pethrus. Auf einer Reise nach Amerika hatte er sie in Los Angeles durch den schwarzen Prediger William J. Seymour (1870–1929) kennen gelernt. »Da hatte Lewi plötzlich eine Kraft bekommen.« Der Funke war entzündet, der Funke der Geisterweckung. Eine Woge erhob sich, »ein Funke, und Zungen von Feuer«. Die Menschen sprachen in neuen Zungen. Babeln nannten es die einen, wie Harfengesang, die anderen. Die Sprache der Sprachlosen, der geistig Armen. Auch in Stockholm entzündete diese Fackel ein Flammenmeer. Vor allem un-

ter den jüngeren, unverheirateten, berufstätigen Frauen. Lewi hatte die Philadelphia-Baptistengemeinde mit 29 Mitgliedern übernommen. 1915 war sie auf 729 angestiegen, und 1930 musste ein neues Gebäude für 4000 Gläubige errichtet werden. Von hier aus entwickelte sich die Bewegung zu einem weltumspannenden Unternehmen mit eigenen Zeitungen, einer politischen Partei und Rundfunksendern. Als Lewi 1974 im Alter von 90 Jahren nach einem erfüllten Leben starb, hinterließ er eine noch wachsende Gemeinde. Heute ist sie, mit 250 Millionen Mitgliedern weltweit, die drittgrößte christliche Gemeinschaft und nimmt weiter zu.

Als zentrale Stelle erscheint die folgende dramatische Szene zwischen dem jungverheirateten Lewi Pethrus und seiner Frau, die ihr erstes Kind erwartete. Es war Dezember 1913. Lewi war auf Verkündigungsreise und Lydia allein zu Hause. Am Morgen erwachte sie mit hohem Fieber und betete zu Gott. Als das Fieber auf 40 °C angestiegen war, schickte sie nach Efraim, Lewis bestem Freund aus frühester Zeit. Die junge Ärztin, die er gerufen hatte, stellte fest, dass die Leibesfrucht tot sei und ihr Körper Symptome einer Leichenvergiftung zeige. Nur eine Operation könne sie retten. Efraim wollte Lewi benachrichtigen, aber Lydia bat eindringlich, ihn nicht zu stören. Efraim, von Angst erfüllt, weil sich ihr Zustand weiter verschlimmerte, telegrafierte endlich doch. Eine Operation lehnte sie ab. Als Lewi spätabends zurückkam, wusste er sofort, dass es schlecht stand. Sie atmete schwer und erkannte ich nicht, murmelte Unverständliches und hatte große Schmerzen. Lewi fühlte dies als Gottes Prüfung, als Abrahams Augenblick. »Ich habe Schmerzen«, murmelte sie, »lieber Lewi, was sollen wir tun?« »Wir müssen glauben und ihm vertrauen. Nur er kann dich retten. Und mich. Bist du darin mit mir einig, liebste Lydia?« Ja, Lydia nickte, sie wolle nur auf Gottes Kraft vertrauen und nicht auf die der Ärztin. »O Lewi, ich habe solche Schmerzen, aber ich bin so froh.« Er hatte sich entschieden. Gott würde sie retten. – Das Wunder geschah. Lewi und Efraim hatten sich in der Kirche einquartiert, gerungen, gestritten und

beteten auf Knien, bis sie auf dem Küchenboden eingeschlafen waren. Erst nach dem dritten Tag war der Embryo abgestoßen worden und Lydia fieberfrei und gerettet.

Mit diesem unverbrüchlichen Glauben hatte Lewi die Bewegung bis Anfang der zwanziger Jahre allein geführt, dann kam Sven Lidman hinzu. Sie waren voneinander beeindruckt. Lewi, der einmal ein Arbeiterdichter werden wollte, von dem anerkannten Poeten, Sven von dem starken führenden Charakter Lewis. Die Zusammenarbeit hielt bis 1941. Die anfänglich demokratische Führung ging mehr und mehr über in eine autokratische von Lewi, vielleicht auch in eine »Theokratie«. Auf dem Höhepunkt der unmerklich entstandenen Machtkämpfe kam es zur offenen Krise. Daraufhin beschloss Lewi wieder nach Amerika zu reisen. Er hatte einen Zusammenbruch erlitten. In Chicago fiel er in tiefe Depression und kam erst wieder zu sich durch den Erhalt einer Losung aus dem Buch Hiob. »Was versuchte Gott ihm zu sagen?« »Stell dich auf deine Beine und gehe«, schien ihm das Schlusswort zu sein. Und er kehrte heim. – Heimgekommen spitzten sich die Auseinandersetzungen weiter zu und wurden grundsätzlicherer Art. Wenn Lewi vor der Reise von dem Kampf gebrochen war, so fühlte er sich jetzt aufgerichtet und säuberte seinen Acker von »Unkraut«, von der Sünde. Es kam zu Ausschlüssen. Sven Lidman ging »in Pension« und schrieb seine Memoiren, auch Efraim, vielleicht die untergründige Hauptfigur des Romans, wurde nicht geschont. Das war 1948.

»Lewis Reise« ist nicht nur ein Buch über die schwedische Pfingstbewegung, es ist zugleich eines über das 20. Jahrhundert, berührt von den beiden Weltkriegen, den Menschen, ihren Hoffnungen und Enttäuschungen, ihrer Hingabe- und Opferbereitschaft, ihrer Liebe, ihrem Glauben, ihrem Zweifel, ihrem Wunsch, ein gottgerechtes Leben zu führen, und ihrem Scheitern, von Leidenschaft und Treue. Das Buch endet ruhig und besinnlich, wie es begonnen hat. Per Olov Enquist hat es Maja gewidmet, seiner Mutter, die selbst ein Kind der Erweckungsbewegung gewesen ist

und ihn zu einem solchen gemacht hatte. Erst jetzt, mit 68 Jahren, versteht er die Wertsetzungen seiner ersten zwanzig Jahre, die noch immer in ihm drinstecken, wie er sagt.

Er entfaltet das gewaltige »Stoffgebirge« in Biografisches, Historisches und Essayistisches mit autobiografischer Verflechtung und schreibt einen Roman, der Leben erfahrbar macht, packend und bewundernswert.

Brigitte Espenlaub

Flocken und Schleier

HANS M. ENZENSBERGER: **Die Geschichte der Wolken.** 99 Meditationen. Suhrkamp Verlag, Frankfurt a.M. 2003. 149 Seiten, 19,90 EUR.

Anspruchlos, mit einer gewissen Leichtigkeit, manchmal sogar verhaltenen Heiterkeit kommen sie daher, die neuesten Gedichte von Hans Magnus Enzensberger. Alltägliche, einfache Situationen sind oft der Ausgangspunkt dieser Meditationen, genaue Beobachtungen und Erinnerungen, sich anschließende Reflexionen. Dabei stoßen diese »Meditationen« immer wieder an die Sinnfrage, aber nicht vehement oder gar verzweifelt, sondern gelassen, fragend oder großzügig resignierend:

U-Bahn Wittenbergplatz

*Die dir da entgegensenken, abwärts
In den alltäglichen Hades
Auf der Rolltreppe, dieser alte Mann,
ganz bei sich in seinem mürrischen Herzen,
und die zerknitterte Frau,
die etwas Bitteres vor sich himmelt –*

*die waren doch auch einmal entflammt,
früher, irgendwann, selbstvergessen,
außer sich, strahlend
vor Übermut, oder nicht?
Wie kam es? Seit wann? Und warum?
Draußen der Schnee ist auch schon wieder*

zu Matsch geworden.

Wie eine Frage schwebt über diesen Altersgedichten Goethes Aphorismus aus den »Wanderjahren«: »Es wäre nicht wert, siebzig Jahre alt zu werden, wenn alle Weisheit der Welt Torheit wäre vor Gott.« Hier sucht jemand in seinem Leben und der ihn umgebenden Welt nach dem, was bleibt. Die Gedichte dringen aber nicht zum Bleibenden durch, bewegen sich quasi in seinem Vorhof als Suche und Frage. Dadurch mischen sich in diese Altersverse auch pubertäre Töne. Oder, anders ausgedrückt, diese Sinnsuche und diese »Meditationen« bleiben weitgehend auf der Ebene verstandesmäßiger Reflexion und gemüthafter Emotionalität. Sie dringen nicht in ihre Objekte ein, so dass diese sich selbst, ihr Bleibendes und Sinnhaftes aussprechen. Dadurch lassen diese Gedichte den Leser in zwar gelöster, aber zugleich unerfüllter Stimmung zurück. Das heißt aber auch, dass man sich zu Hause fühlt, denn diese Stimmung entspricht unserem Lebensgefühl, unserem defizitären »Zeitgeist«. In unserer Unerfülltheit streben wir doch eine gewisse Gelöstheit an, eine negative Freiheit, die sich bereit hält für viele Möglichkeiten, für das, was kommen könnte. Sie ist die Frucht der Postmoderne, wenn wir nicht ganz den Zwängen des Konsums und den neuen Medien erliegen, die die geistige Substanz unserer Aufmerksamkeit aufsaugen und unsere Bereitschaft für das Unerwartete betäuben. Enzensberger behält seine Aufmerksamkeit und richtet sie im letzten Abschnitt seines Lyrikbandes auf die Wolken:

*... Eine Spezies,
vergänglich, doch älter als unsereiner.
Nur dass sie uns überleben wird
Um ein paar Millionen Jahre
Hin oder her, steht fest.*

Wenn sich der Intellektuelle der sinnlichen Wahrnehmung zuwendet, ist das der erste Schritt von der Subjektivität des Verstandes und Gefühls zum objektiv Geistigen, das sich in den Dingen ausspricht. Es ist der Weg von Faust. Enzensberger macht immerhin den ersten Schritt, aber dabei bleibt es auch:

*Wie sie sich seidig hinzieht, diese Population
von glänzenden Rippen, Flocken und Schleiern,
wie sie sich eilig aufbauschen, diese Bänke,
Ballen, Walzen, Kuppeln, Türme, wie dann
wieder alles stockt, wochenlang hängen bleibt,
grau und verdrießlich – Fortschritte
werden nicht gemacht in der Evolution
der Wolken. Vom Kampf ums Dasein
gar keine Spur! Eine Prise Staub genügt,
ein bisschen Salz oder Rauch. Dann dampft
man, entlädt sich, blitzt und hagelt und schneit.
Ja, sie mutieren unentwegt, über Nacht,
diese Kreaturen, gewaltlos und einfallsreich.
Variationen noch und noch, und bei alledem
Bleibt alles beim alten.*

Johannes Thiele

Die exilierte Sprache

IMRE KERTÉSZ: **Die exilierte Sprache.** Essays und Reden, mit einem Vorwort von Peter Nádas, Suhrkamp Verlag, Frankfurt a. M., 2003. 258 Seiten, 19,90 EUR.

Ebenso, wie man sagen muss, der Holocaust habe die Welt grundsätzlich in einen anderen Zustand versetzt, ebenso, meine ich, kann man sagen, der Schriftsteller Imre Kertész habe in seinem Werk beschrieben, wie dieser neue Weltzustand das menschliche Ich grundsätzlich verändert hat. Dies ist freilich nur am Beispiel möglich. Und welches andere hätte er wählen sollen als sich selbst, als sein eigenes Ich!

Kertész, 1929 in Budapest geboren, wurde als Jugendlicher erst nach Auschwitz, dann nach Buchenwald, dann nach Zeitz und schließlich wieder nach Buchenwald deportiert. Das zweite Mal, nach dem Zusammenbruch und der Befreiung durch die Westmächte 1945, und im klaren Bewusstsein der möglichen Konsequenzen, deportierte er sich selbst, in die Verbannung, zu der ihm die ehemalige Heimat unter der stalinistischen Herrschaft wurde. Dort entstand, einsam, unbeachtet, ohne jede Resonanz, sozusagen als absurde Privatangelegenheit, sein Hauptwerk: der

»Roman eines Schicksallosen«. Nach dem Ende des Kommunismus erlangte dieser Roman schnell Weltruhm und vergangenes Jahr erhielt Kertész mit dem Nobelpreis die höchste literarische Auszeichnung, mit der ein Schriftsteller geehrt werden kann.

Der vorliegende Band »Die exilierte Sprache« versammelt, Essays, Reden, Artikel und Skizzen aus den Jahren 1990 bis zur Nobelpreisrede. Kertész bezeichnet ausdrücklich die »negative Erfahrung« als die Quelle seiner Inspiration. Was ist damit gemeint? Es ist jene absurde Konstellation zwischen Ich und Welt, welche eintritt, wenn jeder mögliche Ausdruck des Eigenen, jede Handlung, jede Empfindung, jeder Gedanke zur Widerspiegelung totalitärer Knechtschaft wird, wenn innerste Regung des individuellen Keimes und dessen kreative Kraft von dieser fremden und allgegenwärtigen Totalität zurückgewiesen, ja mit dem Tode bestraft werden. Dennoch verharrt Kertész keineswegs in der reinen Widerspiegelung der Negativität. Zunächst verändert diese sein Verhältnis zur eigenen Person in einer Weise, die ihm seine Person sozusagen zum Beobachtungsobjekt, zum Gegenstand höherer Erfahrung macht. Auf einer Reise nach Wien im Jahre 1989 notiert er: »Auch nach Wien, wie überallhin, bin ich zur heimlichen Beobachtung meiner selbst gekommen, mit der unergründlichen Geheimorder zur laufenden Berichterstattung.« In Analogie zum Titel des Essay-Bandes kann man hier vom »exilierten Ich« sprechen. Dessen Perspektive ist in irgendeiner hiesigen Identität nicht mehr lokalisierbar. Kertész erlebt sich weder als ungarischer Schriftsteller, noch als Jude im Sinne der Tradition. Er vertritt einen zwar politisch liberalen Standpunkt, steht dem Ökonomismus aber gleichwohl skeptisch gegenüber. Er stellt aber die Frage nach einer Transzendenz und nach Gott nicht in einem konfessionellen Sinne. Vollkommen hat er die »Negativität« der Erfahrungen, denen ihn erst das Konzentrationslager, dann der Stalinismus aussetzte, auf die Existenzform seines Ich angewendet. Indem er die erlittene Entfremdung seines Ich von der Welt seiner Person *erkennt*, wird ihm die Trennung zu einer neuen Kraft. Kertész selbst be-

zeichnet sie mit dem Wort Katharsis. Aus ihr schöpft der Autor ein Weltbewusstsein. Die Geschichte einer absoluten Relativierung der Person und ihrer Welt unter der Zwangsherrschaft von Nationalsozialismus und Stalinismus führt das Ich im Falle Kertész durch sein Überleben in die mögliche Katharsis. Da das Ich nie identisch mit der ihm zugewiesenen Person sein durfte, kann es nun auch nach seinem Eintritt in demokratische Verhältnisse die Welt der Person als Identität nicht mehr annehmen. Der Zustand der Entfremdung bleibt real – auch in der Welt möglicher Freiheit. Diese aber erlaubt ihm, zu sprechen. In der Sprache entsteht ihm jene Universalie, welche auch für Paul Celan viel eher den Charakter von Heimat annahm als jeder Ort es vermocht hätte. Und Kertész stellt die differenzierende Kraft seiner Sprache in den Dienst einer Umwandlung jener Negativität, die er selbst immer wieder beschwört, die er selbst immer wieder als den inneren Ort ins Bewusstsein ruft, von dem heute auszugehen ist.

»Der Holocaust ist ein Wert, weil er über unermessliches Leid zu unermesslichem Wissen geführt hat und damit ein unermessliches moralisches Reservoir birgt. Das tragische Weltwissen einer den Holocaust überlebenden Moral könnte, wenn es bestehen bleibt, vielleicht sogar das von Krisen geschüttelte europäische Bewusstsein befruchten, ähnlich wie der der Barbarei trotzende und in den Perserkrieg ziehende griechische Genius die antike Tragödie als unvergängliches Vorbild hervorbrachte.« Die dem Ich des Schriftstellers Kertész aufgezwungene Existenzform seines Ich vollzieht die Katharsis, indem sie im neuen Weltzustand der negativen Erfahrung seine eigene Wirklichkeit neu erkennt: »Das Leben leben, das einem zugefallen ist, und es so leben, dass es einem ganz zufällt, das ist die Aufgabe des Lebens, wo auch immer wir leben.« War die Erfahrung des nationalsozialistischen Terrors gekoppelt mit einem aller Kultur entledigten barbarischen Begriff von Nation, so können wir im Lichte der von Kertész aufgenommenen höheren Ich-Erfahrung bemerken, dass Kultur immer der Tribut ist, den die Nation der Welt als ganzer schuldet.

Stefan Weishaupt

Nachweis der Reinkarnation?

BERNARDO GUT: **Wiedergeburt**. Gedanken zu einem neuen philosophischen Nachweis der Reinkarnation. Verlag Freies Geistesleben, Stuttgart 2003. 68 Seiten, 10,50 EUR.

Der Titel des schmalen Buches von Bernardo Gut verspricht viel: Der für viele Menschen der westlichen Welt immer wichtiger werdende Gedanke der Reinkarnation soll eine neue philosophische Untermauerung erhalten, zumindest soll einiges hinzugefügt werden, was nicht in der bisherigen Literatur zu finden war. Gerade weil seit Steiner aus einer philosophischen Sicht noch wenig zu finden ist, kann man gespannt sein auf die neuen Erkenntnisse, die das Buch verspricht. Das Umschlagmotiv zeigt einen Ausschnitt aus einem Bild von Giotto, auf dem ein Mönch in heller Kutte mit zielgerichtetem, doch furchtsamem Blick einen üppig wuchernden Baum erklimmt. Ist es der Baum der Erkenntnis, der den Leser hier vielversprechend lockt?

Der größte Teil des Buches ist eine Auseinandersetzung mit den Ideen von Peter Preuss aus seinem Buch »Reincarnation, A Philosophical and Practical Analysis« (1989). Der Leser verlässt sich auf die sachgemäße Wiedergabe der dort dargestellten Inhalte, ohne aber zu erfahren, warum Gut gerade diesem Buch eine so besondere Aufmerksamkeit zukommen lässt. Im Mittelpunkt der Erörterungen des ersten Teiles stehen Phänomene der Erinnerung, angeregt von den experimentellen Forschungsergebnissen von Preuss mit Kindern, die sich an vermeintliche frühere Inkarnationen »erinnern« können. Zweierlei wirft beim weiteren Lesen Fragen auf: Erstens die Ausführlichkeit, mit der Betrachtungen über die Verschiedenartigkeit von Erinnerungen angestellt werden und zweitens die weitläufige Auseinandersetzung mit den Argumenten einer materiell oder neuronal gedachten Spurtheorie (jede Erinnerung hinterlässt eine feststellbare Spur im »neuronalen Gedächtnis«). Diese werden durch die Beobachtung widerlegt, dass ein und

derselbe Reiz zu verschiedenen Erinnerungen führen kann und unterschiedliche Reize zu ein und derselben Erinnerungsvorstellung greifen können. Ist dem Autor nicht bekannt, dass die neueren Ergebnisse der Erinnerungsforschung¹ aus verschiedenen Blickwinkeln keinen Zweifel an der Tatsache lassen, dass Erinnerungen erstens konstruierbar sind, d.h. nicht notwendig auf wirklich erlebte Ereignisse verweisen müssen und damit zweitens jedes Mal neu hervorgebracht werden? Dies ist auch das Ergebnis von Rudolf Steiners Forschungen auf diesem Gebiet.² Welchen Aufschluss soll vor diesem Hintergrund eine Erinnerungsvorstellung im leibgebundenen Normalbewusstsein überhaupt über die Frage geben, ob es ein Ich gibt, das sich immer wieder verkörpert? Eine prinzipielle Klärung dieser Frage hätte das durch umständliche Ausformulierungen einfacher Sachverhalte führende erste Kapitel auf einige Sätze reduziert.

Im zweiten Kapitel stellt Gut sich die Aufgabe, die problematische Beziehung zwischen Ich und Person zu bearbeiten. Die Frage nach der Erinnerung an frühere Leben legt dies nahe. Wer gewährleistet, dass die Persönlichkeit, die mir erinnerungshaft innerlich erscheint, auch wirklich mit meinem Wesen identisch ist? Guts Referate von Preuss zeigen eine Vermischung der Begriffe Individualität (deren Existenz man bei wiederholten Erdenleben zumindest annehmen muss) und Persönlichkeit. Preuss geht anscheinend naiv von einer Wiederholung von Persönlichkeitsmerkmalen in aufeinander folgenden Inkarnationen aus. Die Indizien, nach denen er sucht, wenn er den Wahrheitsgehalt von Erinnerungen an frühere Erdenleben prüfen möchte, sind folgende: Charakter, Persönlichkeit, Fertigkeiten, Hoffnungen, Ängste, Erinnerungsbilder, Gefühl der persönlichen Kontinuität. Gut kritisiert zwar diese Haltung, er hat ihr jedoch nur wenig entgegenzusetzen. Mit den Stichworten »Entschlussfähigkeit«, Intentionalität (»worauf ich mich richte«) und »das Bedürfnis, mich selbst zu verstehen« beschreibt er die Sphäre, die er etwas später »Ich-Kraft« nennt. Gut erklärt nach langen Ausführungen das Auftreten der »Erinnerungen« bei den von

Preuss befragten Kindern als »Heimsuchungen«, da Erinnerungen die oben genannten Eigenschaften aufzeigen. Die formallogischen Demonstrationen, die immer wieder den Argumentationsverlauf unterbrechen, tragen wenig zur Klarheit des Gedankens bei. Einige zusammenfassende Sätze würden genügen, die logischen Widersprüche ohne Inhaltsverlust für den Leser deutlich zu machen.

Das folgende Kapitel mit dem Titel »Individualität und spirituelle Kontinuität« lässt weiterhin auf eine klarere Betrachtung dieser Kernfragen hoffen. Zunächst wird der Denkansatz von Descartes auf einigen Seiten abgehandelt und in seinem »methodischen Zweifel« nicht als fruchtbar für die Reinkarnationsfrage empfunden. Auf den letzten Seiten begegnet der gespannte Leser nun doch noch zwei Vertretern einer »rationalen Esoterik«, die eine Weiterführung des im Titel angekündigten *neuen* philosophischen Zugangs versprechen: Sri Aurobindo und Rudolf Steiner! Aurobindo wurde 1872, Rudolf Steiner 1861 geboren. Nach Gut waren beide bestrebt, die Fragen nach Schicksal und Wiederverkörperung im Zusammenhang mit der menschlichen Individualität »logisch argumentierend zu erschließen und deren Gehalt als klar und deutlich erkennbar sowie als rational überprüfbar darzustellen.« Aurobindo (er wird den Lesern nicht weiter vorgestellt) vertraue einzig auf die besonderen menschlichen Entwicklungskräfte und schließe daraus auf die Plausibilität des Reinkarnationsgedankens. Rudolf Steiners Zugang zu unserem Thema bezeichnet Gut als »analoge Extrapolation«. Hiermit meint er die Methode, von einem bestimmten Funktionszusammenhang per Analogie auf einen anderen Zusammenhang außerhalb des Beschriebenen zu schließen. Als Beispiel führt er unter anderem Rudolf Steiners Aussagen »Seelisches entsteht nur aus Seelischem«, »Lebendiges entsteht aus Lebendigem«.

Als eine solche Analogie deutet Gut auch die Übertragung des tierischen Gattungsbegriffes auf das einzelne menschliche Individuum, das nach Steiner eine Gattung für sich ist. Ist gedankliche Analogiebildung tatsächlich die Essenz von Steiners Methode im Hinblick auf

die Nachvollziehbarkeit des Reinkarnationsgedankens? Gut übergeht die von Steiner als Grundlage seiner Argumente immer wieder betonte genaue Beobachtung. Steiners Gedankenführung in der »Theosophie« und auch in dem von Gut zitierten Aufsatz »Reinkarnation und Karma, vom Standpunkte der modernen Naturwissenschaft notwendige Vorstellungen« stützen sich auf die Beziehung zwischen Gedankenzusammenhang und der genauen Beobachtung des Lebens, sowohl in Bezug auf die menschliche Biografie als auch auf die menschliche Fähigkeitsbildung. Hier kritisiert Steiner unermüdlich »fehlende Beobachtungsgabe«, nicht nur übersinnliche, bei den Zeitgenossen. Nur so rechtfertigt sich auch die von ihm geforderte »naturwissenschaftliche Methode«, die alles andere als eine rein gedankliche Operation ist, sondern eine intensivere Hinwendung zu den Wahrnehmungen einerseits, andererseits eine Steigerung und Reinigung der Denkfähigkeit, um nicht eigene Vorstellungen und Sinneswelt unbemerkt zu vermischen und um zu vermeiden, der Komplexität der Wahrnehmungen unausgebildete Begriffe entgegenzuhalten.

Beobachtungen und Denken müssen sich für Steiner notwendig ergänzen und gewinnen für den Einzelnen erst dann eine Plausibilität, wenn er ihre Überzeugungskraft immer wieder am gesamten Lebenszusammenhang und der Fruchtbarkeit des Gedankens für die eigenen Entwicklungsziele überprüft. Nur unter dieser Bedingung kann Anthroposophie und mit ihr auch die Reinkarnation überzeugen, da ich mich selbst überzeugen kann von meinem individuellen Zusammenhang mit der Welt. Der Mönch muss sich gut am Baum festhalten, um nicht – gedankenverloren – in die Tiefe zu stürzen.

Lydia Fechner

1 Z.B. Daniel L. Schacter: *Wir sind Erinnerung. Gedächtnis und Persönlichkeit*, Reinbek 1999.

2 Auch in dem von Gut hervorgehobenen Kapitel *Wiederverkörperung des Geistes und Schicksal* schreibt Steiner: »Die durch die Erinnerung hervorgerufene Vorstellung ist eine neue und *nicht* die aufbewahrte alte. Erinnerung besteht darin, dass *wiedervorgestellt* werden kann, nicht, dass eine Vorstellung wieder aufleben kann.« (*Theosophie*, GA 9, 1987, S. 65)

Goetheanismus heute

NATURWISSENSCHAFTLICHE SEKTION AM GOETHEANUM (HRSG.): **Tycho de Brahe Jahrbuch für Goetheanismus 2002**. Tycho Brahe Verlag, Niefern-Öschelbronn 2002. 286 Seiten, 23,50 EUR.

Der »Leitartikel« der jüngsten Ausgabe des Tycho de Brahe-Jahrbuches für Goetheanismus, das jährlich seit 1984 erscheint und regelmäßig Abhandlungen aus dem gesamten Bereich der Biologie, der Medizin, aber auch der Chemie, Geologie und Physik enthält, ist dem Thema »Geschichte und Problem des Höherentwicklungsbegriffs« gewidmet. *Bernd Rosslenbroich*, wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Evolutionsbiologie der Universität Witten/Herdecke, entwickelt lebendig die Bedeutung dieses Begriffs im Zusammenhang mit der Entstehung des Evolutionsgedankens: von der noch nicht den Zeitfaktor einbeziehenden Stufenleiteridee, die Aristoteles in die Philosophie einführte, bis zu den heutigen Auseinandersetzungen um diesen Begriff. Letztere sind dadurch geprägt, dass das Prinzip einer Höherentwicklung den angenommenen Evolutionsmechanismen widerspricht. Außerdem wird dieser Begriff meist wertend verstanden, und dagegen richtet man sich oft vehement. Für *Stephen J. Gould* z. B. »besteht die Evolution nur aus zufallsbedingten Variationen, innerhalb derer gelegentlich auch komplexere Organismen entstehen, während die überwiegende Masse der Organismen, die Bakterien, auf wenig komplexen Stufen stehen blieben und evolutiv die erfolgreichsten seien.« Andererseits jedoch kommt kaum ein Evolutionsbiologe in der Beschreibung der Tatsachen ohne den Begriff der Höherentwicklung aus. Das mit ihm verbundene Problem ist letztlich seit Darwin virulent, der ein ambivalentes Verhältnis zu ihm hatte. Rosslenbroich arbeitet heraus, wie die Begriffsbildung immer wieder dadurch erschwert wird, dass die verschiedenen Komponenten der Evolutionstheorie (Evolution an sich, gemeinsame Abstammung, Allmählichkeit der Evolution,

Vervielfältigung der Arten, natürliche Auslese) nicht einer getrennten Betrachtung unterzogen werden. – Rosslenbroich stimmt den Kritikern des Höherentwicklungsbegriffs insofern zu, als ein *normativer* Begriff in der Naturwissenschaft nichts zu suchen habe. Entwicklung im Sinne einer makroevolutiven Veränderung könne man jedoch nur erfassen, wenn man auch die *qualitativen* Eigenschaften der sich differenzierenden Organismen einbezieht. So fungiere »die Bezeichnung ›Höherentwicklung‹ als eine Metapher für die Umschreibung qualitativer Eigenschaften, die im Evolutionsprozess entstanden sind.« Mit diesem Begriff sei auch nicht zwangsläufig ein teleologisches (linear auf ein vorbestimmtes Ziel gerichtetes) Element verbunden. »Die qualitativen Veränderungen, die der Evolutionsprozess hervorgebracht hat, müssen beschreibbar werden, sonst verliert man den Begriff der Evolution schlechthin.« Einen Lösungsansatz für die beschriebenen Probleme sieht er darin, die einzelnen Merkmale eines Organismus hinsichtlich ihrer Zeitlichkeit zu untersuchen: Handelt es sich um tradierte Jugendformen, um progressive oder um echte Übergansmerkmale? Nach einer solchen Betrachtungsweise erweisen sich die makroevolutiven Abfolgen als »heterochrone Prozesse«, die dazu führen, dass letztlich jeder Organismus ein Mosaik aus Merkmalen ist, die verschiedenen Zeitlichkeiten angehören. Insgesamt lässt sich eine zunehmende Autonomisierung der Organismen gegenüber der Umwelt beobachten.

Thomas Göbel, der Gründer des Carl Gustav Carus-Institutes für Goetheanistische Forschung in Niefern-Öschelbronn und Mitinitiator des Tycho de Brahe-Jahrbuches entwickelt in seiner Untersuchung »Zur evolutiven Ausbildung von Blüte und Frucht bei den Hahnenfußgewächsen« übergreifende Gesichtspunkte für die Evolution der Pflanzen überhaupt. Schrittweise werden vier Grundorgane entwickelt, die aufeinander aufbauen: die Zelle als Grundorgan aller Einzeller, das Gewebe (Thallus) als Grundorgan der Thallophyten (Algenartigen), das Telom (auf dem Land an der Luft entwickelter Spross) als Grundorgan der Pteridophyten (Farnartigen) und schließlich das von ihm so genannte »Tritom«

der Angiospermen (höhere Samenpflanzen). In Letzterem »liegt die Potenz sich in drei Organe zu differenzieren: in Achsen- (terminal) und Blattanlage (lateral), zwischen denen die Augenanlage liegt, die oft meristematisch [d.h. embryonal] bleibt.« »Durch diese Differenzierung wird sichtbar, dass in der Evolution eine höhere Organisationsstufe des Grundorgans durch Fötalisation oder Pädamorphose [Verjüngendlichkeit] ... erreicht wird. Und jedes Mal wird dieses Grundorgan mit einem höheren Potenzialgehalt begabt. Das heißt: Auch der ›Typus‹ muss sich entwickelt haben.« Schließlich zeigt Göbel, wie mit der Ausbildung dieser vier Grundorgane jeweils Internalisierungsschritte verbunden sind, die in der Ausbildung von Blüte und Frucht gipfeln, für die das Tritom das Material abgibt.

Völker Harlan, Theologe und Biologe, Autor des Buches »Das Bild der Pflanze in Wissenschaft und Kunst« (Stuttgart 2002), zeigt in einem kleinen Aufsatz anschaulich, wie in der Blattgestalt sich die ganze Sprossgestalt einer Pflanze wiederfindet. So kann er Goethes Satz »Vorwärts und rückwärts ist die Pflanze immer nur Blatt« durch Umkehrung erweitern: »Rückwärts und vorwärts ist das Blatt immer schon die ganze Pflanze.«

Es folgen weitere Artikel zur Biologie: *Manfrid Gädeke* über »*Streptocarpus* mit Brutblatt« und Wolfgang Schad »Zur Dreigliederung der Käfer«. Den Abschluss bilden zwei Arbeiten zur Chronomedizin: »Heileurythmiewirkung auf das rhythmische System« von *Christian Heckmann* und *Christine Münch* sowie »Signaturen der Therapeutischen Sprachgestaltung in der Herzfrequenzvariabilität« von *Dietrich von Bonin* u.a. – Auch wenn es sich bei den Beiträgen in den Tycho-Jahrbüchern meist um fachspezifische Arbeiten handelt, so sind sie in der Regel sehr anschaulich geschrieben (z.T. auch bebildert) und dadurch auch für den interessierten Laien mit Gewinn zu lesen. Für den Lehrer finden sich in den Artikeln immer wieder wertvolle inhaltliche und methodische Anregungen für den naturwissenschaftlichen und menschenkundlichen Unterricht.

Stephan Stockmar

Philosoph des technischen Zeitalters

KONRAD PAUL LIESSMANN: **Günther Anders. Philosophieren im Zeitalter der technologischen Revolutionen.** Verlag C. H. Beck, München 2002. 207 Seiten, 19.90 EUR

Als Bill Joy, der Gründer der Firma Sun Microsystems im Frühjahr 2000 mit seinem Aufsatz »Warum die Zukunft uns nicht braucht« mit starken Worten seiner Sorge Ausdruck verlieh, dass die Menschheit durch Computer-, Bio- und Nanotechnologie im Begriffe sei, sich selbst abzuschaffen, da erinnerte sich kaum jemand daran, dass diese Gefahr bereits viele Jahre vorher sehr viel prägnanter und präziser von Günther Anders beobachtet und beschrieben worden war. In der öffentlichen Diskussion spielt Günther Anders heute kaum noch eine Rolle, obwohl seine scharfen Analysen und weitsichtigen Thesen von Jahr zu Jahr aktueller werden.

Am 12. Juli 2002 hatte Anders seinen 100. Geburtstag. Zu diesem Anlass gab der C. H. Beck-Verlag eine Monographie heraus. Der Wiener Philosophie-Professor Konrad Paul Liessmann, der mit Anders in dessen letzten Lebensjahren einen intensiven Kontakt pflegte, schrieb bereits Ende der 80er Jahre eine Einführung in die Grundzüge des Denkens von Günther Anders. Auf dieser Grundlage entstand nun das gut lesbare Buch, das Anders' streitbare Thesen einem größeren Publikum nahe bringen will, um »seine Philosophie an unserer Zeit und unsere Zeit an seiner Philosophie zu messen.«

Günther Anders (1902-1992) gehörte zu den bedeutendsten Philosophen der modernen technischen Zivilisation. Er war kein Philosoph, der sich mit abseits des Lebens liegenden Problemen beschäftigte, sondern sein Denken entzündete sich an konkreten Erfahrungen und Erlebnissen, die ihm in »dem vielleicht grausamsten Jahrhundert der Menschheitsgeschichte« begegneten. Aus diesem Grund bezeichnete er sich als »Gelegen-

heitsphilosoph«: Er philosophierte, wenn sich eine Gelegenheit ergab oder aufdrängte. Und Gelegenheiten gab es genug.

Im Denken von Günther Anders lassen sich drei große Hauptpunkte ausmachen, die Liessmann sehr übersichtlich nachzeichnet.

Der erste Hauptpunkt ist die Analyse des Verhältnisses des Menschen zu seinen eigenen Schöpfungen, den Apparaten. Da entwirft Anders als zentrale These, »dass die *Diskrepanz* zwischen dem Menschen und dem von ihm produzierten technischen Geräteuniversum das entscheidende Merkmal des technologischen Zeitalters ist«. Diese Diskrepanz zeigt sich beispielsweise in der Tatsache, dass wir mit unserem Vorstellen nicht mehr die Möglichkeiten unseres Herstellens umfassen können. Anders: »*Wir sind kleiner als wir selbst*, nämlich unfähig, uns von dem von uns selbst Gemachten ein Bild zu machen.« Unsere eigenen Produkte beginnen uns zu überragen, sie werden perfekter als ihre Produzenten. Ein prometheisches Gefälle entsteht zwischen dem Menschen und der immer perfekter werdenden Technik, welcher er nur noch »nachzuhumpeln« vermag. Der Mensch wird antiquiert.

Ein zweiter Hauptpunkt des Andersschen Beobachtens und Denkens ist die Analyse des Fernsehens in seiner Wirkung auf den Menschen und die Kultur. Diese Analysen haben auch in der Gegenwart nichts von ihrer Erklärungskraft verloren und sind erschreckend aktuell geblieben. In dem Kapitel »Die Virtuelle Realität« hat Liessmann die Grundzüge der Andersschen Analyse des Fernsehens sehr prägnant und übersichtlich zusammengefasst. Anders hatte eine grundlegende Bildskepsis, war sich aber gleich klar darüber, dass die »Hauptkategorie, das Haupterlebnis, unseres heutigen Dasein *Bild*« heißt. Das Bild, das das Fernsehen liefert, ist keiner der Sphären zuzuordnen, in denen wir zu denken gewohnt sind. Es ist weder Schein noch Wirklichkeit, weder Abbild noch Realität. Gesendete Ereignisse sind »zugleich gegenwärtig *und* abwesend, zugleich wirklich *und* scheinbar, zugleich da *und* nicht da.« Anders bezeichnete die Fernsehbilder daher als Phantome: »Denn

Phantome sind ja nichts anderes als Formen, die als Dinge auftreten.« Sehr detailliert analysiert Anders die Wirkung dieser Phantome auf den Menschen (der Mensch wird im wörtlichen Sinne zu einem unmündigen – nicht sprechenden – Wesen) und vor allem auf die Realität des Lebens (die Wirklichkeit richtet sich nach dem Bild und wird selbst zum Abbild ihrer verzerrten Bilder).

Das dritte Hauptthema, das Anders sehr engagiert in der Öffentlichkeit vertrat, war der Kampf gegen die atomare Bedrohung. Im weltweiten atomaren Vernichtungspotential sah Anders das Wesen der modernen Technik: Technik ist darauf aus, die Menschheit zum Verschwinden zu bringen. »Die Tendenz aller Technik, ihre immanente Logik lautet: Ohne uns.« Diese Tendenz hat Bill Joy in seinem plakativen Aufruf als aktuelle latente große Gefahr für die Menschheit dargestellt und damit indirekt auf die Aktualität der Andersschen Gedanken hingewiesen.

Die Liessmannsche Monographie richtet sich vor allem an Leser, die angesichts der Phänomene der Gegenwart nach Beobachtungen und Reflexionen suchen, welche ihnen eine tiefere Einsicht geben können. Das in Rede stehende Buch enthält eine Fülle von Anregungen und Gesichtspunkten. Es kann jedem, der sich für Günther Anders' Gedanken interessiert, empfohlen werden, erst recht aber jedem, der nach scharfsichtigen und radikalen Analysen der gegenwärtigen Menschheitslage sucht. Liessmanns Buch stellt eine gut zu öffnende Tür zu dem Werk von Günther Anders dar, das alles andere als antiquiert ist.

Anders sagte 1982 in seinem 80. Lebensjahr: »Wer zu früh kommt, kommt auch nicht zur rechten Zeit.« Diese Selbsteinschätzung kann man gut nachvollziehen. Liessmann ergänzt daher in seiner Einleitung: »Allmählich wird es Zeit, dass die Zeit von Günther Anders kommt.«

Edwin Hübner

Ermutigungen für das eigene Leben

DORIS KLEINAU-METZLER: **Lebenskunst. Sieben Begegnungen.** Verlag Freies Geistesleben, Stuttgart 2002. 192 Seiten, 19,90 EUR.

Biografien sind en vogue. Nichts scheint interessanter als das andere Leben. In diesem Interesse äußert sich nicht nur eine gesunde Neugier (womit beschäftigt sich der andere, wie geht er mit bestimmten Problemen/Fragen um, wie und was denkt und empfindet er?), nein, ein anderes Leben ist wohl auch deshalb so spannend, weil es nicht gelebte, aber vielleicht möglich gewesene, eigene Lebensentwürfe zeigt. So hätte ich auch sein können, so hätte ich auch leben mögen. Aber da man nun einmal die Entscheidung getroffen hat, sei es bewusst oder unbewusst, durch die Umstände gezwungen oder vorgeburtlich vorgenommen – wer will das mit letzter Sicherheit sagen? – kann man wenigstens durch die anderen Lebensweisen und Lebensentwürfe sein eigenes Leben genauer anschauen.

Die sieben Begegnungen, die Doris Kleinau-Metzler in ihrem Buch zusammengetragen hat, charakterisieren diese Menschen aufs Trefflichste und zeigen, wie die Persönlichkeiten durch ihre Aufgaben in der Welt geformt werden. Sein und Bewusstsein, Bewusstsein und Sein bedingen und inspirieren sich gegenseitig. Das liest sich spannend und ist originell be- und geschrieben. Diese sieben Menschen kommen aus unterschiedlichen künstlerischen und wissenschaftlichen Bereichen. Es sind die Schriftstellerin *Judith Hermann*, die Theologin *Dorothee Sölle*, *Jean-Christophe Amman*, der die Leitung des Museums für Moderne Kunst in Frankfurt innehat, der Schauspieler *Christian Nickel*, der Philosoph und Naturwissenschaftler *Georg Kühlewind*, der Maler *Jürgen Kadow* und der Heilpädagoge *Henning Köhler*.

Was steht für den jeweiligen Menschen im Mittelpunkt? Welche Fragestellungen geht er in seinem Leben nach? Wo findet er das Zen-

trum seines Seins, von dem er, wenn schon nicht die Welt aus den Angeln heben, so doch sich selbst erfahren und in der Welt tätig sein kann?

Für Georg Kühlewind, dem, wie mir scheint, Abgeklärtesten oder »Weisesten« unter den Sieben, ist es die Schulung der Wahrnehmung, der Aufmerksamkeit und der Erkenntnis. Diese Schulung schafft ihm ein Bewusstsein seiner selbst und der Welt gegenüber und darüber hinaus, hofft er, macht sie ihn »gütiger und liebender«. Hier hätte ich gerne gewusst, welche persönlichen Zweifel, welche Sinnkrisen dieser Denker durchlebt hat. Das wird bei den anderen Begegnungen deutlicher. Der Maler Jürgen Kadow schildert es in seinem Ringen »mit der leeren Leinwand«, also beim Malprozess. Malen kann man von der Technik her lernen, sicher, aber Kunst ist weitaus mehr und letztlich nicht direkt lernbar. Sie ist ihm eine Mittlerin zwischen Kopf und Bauch (er sagt: zwischen Kopf- und Bauchkunst) und kommt aus der Herzregion. Ähnliches spürt man bei der Schriftstellerin Judith Hermann, wenn sie sagt: »Ich dachte, jetzt schlägst du einen letzten Haken, bevor du dich niederlässt und sesshaft wirst und versuchst mal dieses Schreiben«.

Sehr einfühlsam beschreibt Kleinau-Metzler ihre Begegnung mit Jean-Christophe Amman, wie sie ihn vor einem Publikum bei einer Bildbetrachtung im Museum erlebt. Man spürt förmlich, wie sich die Inspiration an der Betrachtung, am Gedanken entzündet, wie die Idee, die Flügel des Geistes, diesen Menschen bis in seine Körperlichkeit beleben und das Publikum in seinen Bann ziehen.

Sei es der ausführlich erzählte Lebensweg mit seinen Brüchen und Widersprüchen des Heilpädagogen Henning Köhler, der aus seinen schwierigen und eigenwilligen Lebensstationen die Kraft für seine Arbeit herausbilden konnte, oder das »Sichfinden« zwischen Haushalt, Kindern und Beruf (Berufung?) der kritischen und streitbaren Theologin Dorothee Sölle: Beide Lebenswege lassen sich bereits durch die Länge der gelebten Zeit rückblickend überschauen und charakterisieren. Daneben liest sich der Lebensentwurf des

jungen Schauspielers und Waldorfschülers Christian Nickel wie ein ständiger Aufbruch zu neuen Möglichkeiten und Vorstellungen. Er hat den »Faust« in beiden Teilen der Faustaufführung des Regisseurs Peter Stein mit großen Erfolg gespielt. »Künstlerisches Handeln«, sagt er, »ist für mich etwas zutiefst Menschliches. Man bekommt nichts geschenkt und es ist mit Krisen verbunden, aber am Ende steht manchmal, wie bei Peer Gynt, ein Gefühl der Befreiung.«

Auf diese Frage und Erfahrung der inneren Befreiung geben die porträtierten Menschen eine jeweils eigene Antwort. Immer wieder geht es um die Fragen: Wie verwirkliche ich mich in meiner Arbeit, wie werde ich tätig, aus welchen Quellen lebe ich?

In jeder Begegnung gelingt es Doris Kleinau-Metzler das Spezifische des jeweiligen Menschen, seines Werkes und seiner »Bestimmung« einzufangen. In sehr sachkundiger und lebendiger Weise ist dieses Buch geschrieben; spannend, unterhaltsam und anregend ist es zu lesen. »Lebenskunst«, der Titel des Buches ist treffend gewählt. Bis in unseren gewöhnlichen Alltag hinein gilt es, diese Kunst des Lebens kreativ und bewusst zu ergreifen und zu gestalten. Gleiches gilt für die Begegnungen mit anderen Menschen. Mit diesen sieben Menschen werden exemplarische Lebensentwürfe vorgestellt, exemplarisch und doch einmalig, weder übertragbar noch wiederholbar und doch bekommt der Leser in jeder Begegnung eine Fülle von Anregungen und Ermutigungen für das eigene Leben.

Achim Hellmich

Zauberhafte Gartenkunst

GABRIELE UERSCHELN/ MICHAELA KALUSOK:
Wörterbuch der europäischen Gartenkunst.
Verlag Philipp Reclam, Stuttgart 2003. 287
Seiten, 12,90 EUR.

Gartenkunst – das ist ein fast schon magischer Begriff, der Tausende von zauberhaften Assoziationen weckt. Mehr als 550 solcher

wunderbarer Schlagworte enthält dieses Wörterbuch. Fachausdrücke wie »Charmille« (ein Laubengang aus Weißbuchen) oder »Neophyten« (Bezeichnung für alle Pflanzen, die nach 1796 in Europa heimisch wurden) aber auch Hinweise zu Leben und Werk bedeutender Gartenarchitekten wie *André Le Nôtre* (1613-1700), *Peter Joseph Lenné* (1789-1866) oder *Albertus Magnus* (1193/1207-1280) finden sich hier.

Die Geschichte der europäischen Gartenkunst hat etwas sehr erquickliches, da sie dem Menschen sein Verhältnis zur Natur – seine innere Lebendigkeit – deutlich vor Augen führt. Im Laufe der Jahrhunderte hat sich der Mensch der geliebten Natur – sich selbst gleichsam in dieser wiederfindend – immer wieder aufs Neue zugewandt und sie gestaltet. In der Gegenwart erfreuen sich kunstvoll gestaltete Gärten zunehmend sogar des Interesses der Reisebranche. Es ist angesagt, zu den grünen Orten der Muse und Kontemplation gezielt zu pilgern. Insofern verwundert es nicht, dass das »Wörterbuch der Gartenkunst« – es erschien erstmals im Jahre 2001 unter dem Titel »Kleines Wörterbuch der europäischen Gartenkunst« – nunmehr in zweiter, durchgesehener Auflage erscheint.

Mit Vergnügen lustwandelt der Leser in diesem Wörterbuch und beginnt dabei im Geiste, sich diverse Routen auszudenken, um nur möglichst viele der rund 60 behandelten Gartenanlagen selbst in Augenschein nehmen zu können. Dass die heutigen Bundesgartenschauen lediglich ein schaler Abglanz der hohen Kunst, die Natur zu gestalten und zum Erblühen zu bringen, sind, ist eine Erkenntnis, die sich angesichts der philosophischen Komplexität europäischer Gartenanlagen und ihrer historischen Entwicklung relativ rasch einstellt. So spiegelt sich in der Geschichte der europäischen Gartenkunst tatsächlich ein wichtiges Stück Geistesgeschichte. Dies zu entdecken, das ist ein äußerst spannendes und lohnenswertes Unterfangen. Ein Buch, das dazu anregt, behutsam mit der Natur umzugehen.

Matthias Mochner